

V. S. Naipaul

*Das Lesen und
das Schreiben*

Aus dem Englischen
von Kathrin Razum und Dirk van Gunsteren

Claassen

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
Reading and Writing: A Personal Account
bei *The New York Review of Books*, sie wurde durch
V. S. Naipauls Rede *Two Worlds* anlässlich der
Nobelpreisverleihung im Dezember 2001 ergänzt.

Claassen Verlag
Claassen ist ein Verlag des Verlagshauses
Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG

ISBN: 3-546-00328-4

© 2000 by NYREV, Inc. (Reading and Writing)

Übersetzung: Kathrin Razum

© 2001 by V. S. Naipaul (Nobelpreisrede)

Übersetzung: Dirk van Gunsteren

© der deutschen Ausgabe 2003 by

Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München

Lektorat: Rebekka Göpfert

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

Gesetzt aus der Caslon 540 bei Franzis print & media, München

Druck und Bindung: GGP Media, Pöbneck

Inhalt

Das Lesen und das Schreiben	9
Der Schriftsteller und Indien	45
Zwei Welten	69

1.

... ich habe *überhaupt kein Gedächtnis*.

Das ist eine der großen Schwächen meines Verstandes: ich grüble unaufhörlich über das nach, was mich bewegt, und da ich es oft in verschiedenen *Seelenverfassungen* betrachte, sehe ich schließlich etwas Neues darin und gebe ihm *ein anderes Gesicht*.

Ich ziehe die Rohre des Fernglases nach allen Seiten aus oder schiebe sie wieder zusammen ...

Aus: STENDHAL, DAS LEBEN DES HENRY BRULARD.
Nach der Übersetzung von Elisabeth Schneider neu
bearbeitet von Maren Abravanel. Propyläen Verlag,
Berlin 1982

ICH WAR GANZE ELF JAHRE ALT, als sich der Wunsch in mir regte, Schriftsteller zu werden, und sehr bald hatte er sich zum Ehrgeiz verfestigt. Dass das schon so früh geschah, ist ungewöhnlich, aber sicher nicht außerordentlich. Ich habe gehört, dass ernsthafte Sammler,

etwa von Büchern oder Gemälden, zum Teil schon in sehr jungen Jahren beginnen, und in Indien erzählte mir kürzlich Shyam Benegal, ein angesehener Filmregisseur, dass er schon mit sechs beschlossen habe, in der Filmbranche als Regisseur sein Geld zu verdienen.

Mein Ehrgeiz, Schriftsteller zu werden, war allerdings viele Jahre lang eine Art Etikettenschwindel. Es gefiel mir, einen Füllfederhalter, ein Fläschchen Waterman-Tinte und neue linierte Schreibhefte (mit Rand) geschenkt zu bekommen, doch ich hatte weder den Wunsch noch das Bedürfnis, irgendetwas zu schreiben, und schrieb auch nichts, nicht einmal Briefe: Es gab niemanden, an den ich sie hätte richten können. Beim Aufsatzschreiben in der Schule war ich nicht besonders gut; zu Hause erfand oder erzählte ich keine Geschichten. Und neue Bücher mochte ich zwar als Gegenstände, aber ein großer Leser war ich nicht. Mir gefiel die billige, dickseitige Kinderausgabe von Äsops Fabeln, die ich geschenkt bekommen hatte; mir gefiel das Buch mit Andersens Märchen, das ich mir einmal von Geburtstagsgeld gekauft hatte. Aber mit anderen Büchern – besonders denjenigen, die Schuljungen angeblich gefielen – hatte ich Probleme.

Ein oder zwei Stunden pro Woche – ich war damals in der fünften Klasse – las uns Mr Worm, der Schuldirektor, aus der Collins-Classics-Ausgabe von *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer* vor. Die fünfte Klassenstufe war die der Stipendienprüfung und als solche wichtig für das Ansehen der Schule. Die Stipendien

wurden von der Regierung vergeben und galten für die höheren Schulen der Insel. Ein Stipendium zu erhalten bedeutete, dass man keinerlei Schulgebühren bezahlen musste und sämtliche Bücher umsonst bekam. Außerdem erwarb man sich und seiner Schule damit einen gewissen Ruhm.

Ich besuchte die Stipendienklasse zwei Jahre lang, wie andere aufgeweckte Jungen auch. In meinem ersten Jahr, das als Probejahr betrachtet wurde, gab es zwölf Stipendien für die ganze Insel, im darauf folgenden Jahr zwanzig. Ob zwölf Stipendien oder zwanzig, die Schule wollte ihren gebührenden Anteil und verlangte uns dementsprechend viel ab. Wir saßen unter einem schmalen weißen Brett, auf das Mr Baldwin, einer der Lehrer (er hatte angeklatschtes, glänzendes Kraushaar), in ungelinker Schrift die Namen derjenigen Schüler unserer Schule gepinselt hatte, die in den letzten zehn Jahren ein Stipendium bekommen hatten. Unser Klassenzimmer war – eine belastende Ehre – zugleich auch Mr Worms Dienstzimmer. Er war ein älterer Mulatte, klein, kräftig, immer sehr korrekt im Anzug und mit Brille, der gehörig prügeln konnte, wenn er sich erst einmal dazu aufgerafft hatte, und dabei kurz und stoßweise atmete, so als wäre er selbst der Leidtragende. Manchmal – vielleicht nur, um dem lauten, kleinen Schulgebäude zu entfliehen, in dem die Türen und Fenster immer offen standen und die einzelnen Schulklassen nur durch halbhohe Wände voneinander getrennt waren – ging er mit uns in den stau-

bigen Hof hinaus, in den Schatten des Samaanbaums. Jemand trug ihm seinen Stuhl ins Freie, und dann saß er unter dem Samaanbaum, so wie er im Klassenzimmer hinter seinem großen Pult saß. Wir standen um ihn herum und versuchten stillzuhalten. Er schaute auf den kleinen Collins-Classics-Band hinunter, der in seinen dicken Händen einem Gebetsbuch seltsam ähnlich sah, und las uns Jules Verne vor wie jemand, der ein Gebet spricht.

Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer war kein Prüfungstoff. Die Lektüre war schlichtweg Mr Worms Methode, seiner Stipendienklasse erste literarische Grundkenntnisse zu vermitteln. Sie sollte uns eine »Basis« verschaffen und zugleich eine Abwechslung von der Büffelei für die Stipendienprüfung darstellen (Jules Verne war einer der Schriftsteller, die Jungen angeblich mochten); für uns waren diese Stunden jedoch Leerzeiten, die nicht leicht durchzustehen oder -sitzen waren. Ich hörte jedes Wort, doch ich begriff nichts. Im Kino passierte mir das zuweilen auch, aber dort erfreute ich mich immerhin an dem Gedanken, im Kino zu sein. Von Mr Worms Jules Verne nahm ich nichts mit, und abgesehen von den Namen des U-Boots und seines Kapitäns habe ich keinerlei Erinnerung an das, was uns in all den Stunden vorgelesen wurde.

Inzwischen hatte ich jedoch meine eigene Vorstellung vom Schreiben entwickelt. Es war eine ganz persönliche, auf merkwürdige Weise erhöhende Vorstellung, ohne Verbindung zur Schule oder zu dem

ungeordneten, zerfasernden Leben unserer hinduistischen Großfamilie. Diese Vorstellung vom Schreiben – aus der mein Ehrgeiz, Schriftsteller zu werden, erwachsen sollte – entwickelte sich aus den kurzen Textstücken, die mein Vater mir von Zeit zu Zeit vorlas.

Mein Vater war Journalist, ein Autodidakt. Er las auf seine ganz eigene Art. Damals war er Anfang dreißig und lernte noch. Er las viele Bücher parallel, aber keines davon zu Ende, interessierte sich weniger für die Geschichte oder Aussage des jeweiligen Buches als für die Eigenart des Autors, für dessen Charakter. Hieraus bezog er sein Vergnügen, und er konnte Schriftsteller nur in kleinen Portionen genießen. Manchmal rief er mich zu sich, damit ich mir zwei, drei oder vier Seiten, selten mehr, von irgendetwas anhörte, was ihm besonders gut gefiel. Er las und erklärte voller Eifer, und es war einfach für mich, das Gleiche zu mögen wie er. Auf diese unwahrscheinliche Weise – bedenkt man die Voraussetzungen: die gemischtrassige koloniale Schule, die asiatische Innerlichkeit bei uns zu Hause – hatte ich begonnen, meine eigene Anthologie englischer Literatur zusammenzustellen.

In der Anthologie waren schon vor meinem zwölften Lebensjahr unter anderem enthalten: einige der Reden in *Julius Caesar*, die eine oder andere Seite aus den Anfangskapiteln von *Oliver Twist*, *Nicholas Nickleby* und *David Copperfield*, die Geschichte von Perseus in *The Heroes* von Charles Kingsley, ein paar Seiten aus *Die*

Mühle am Fluss, eine romantische malaysische Erzählung über Liebe, Flucht und Tod von Joseph Conrad, eine oder zwei Geschichten aus Lamb's *Shakespeare-Erzählungen*, Kurzgeschichten von O. Henry und Maupassant, ein, zwei zynische Seiten über ein religiöses Fest und den Ganges aus *Jesting Pilate* von Aldous Huxley, etwas Vergleichbares aus *Hindu Holiday* von J. R. Ackerley und ein paar Seiten von Somerset Maugham.

Lamb und Kingsley hätten eigentlich zu altmodisch und kompliziert für mich sein müssen. Aber irgendwie gelang es mir – zweifellos durch die Begeisterung meines Vaters –, alles, was ich hörte, zu vereinfachen. In meinem Kopf nahmen all diese Texte (selbst die Ausschnitte aus *Julius Caesar*) etwas Märchenhaftes an, wurden ein wenig wie etwas, das Andersen geschrieben haben mochte, fern und zeitlos, etwas, womit man spielerisch umgehen konnte.

Doch wenn ich mich dann den Büchern selbst zuwandte, fand ich es schwierig, über das hinauszugelangen, was ich vorgelesen bekommen hatte. Was ich schon kannte, war voller Zauber, was ich selbst zu lesen versuchte, war sehr weit weg. Die Sprache war zu schwierig, und ich verlor mich in gesellschaftlichen und historischen Einzelheiten. In Conrads Geschichte ähnelten Klima und Vegetation dem, was mich umgab, doch die Malaysier erschienen mir extravagant, unwirklich, ich konnte sie nicht einordnen. Und was die modernen Schriftsteller betraf, so fühlte ich mich durch ihre Hervorhebung der eigenen Persönlichkeit ausgeschlossen:

Ich konnte nicht so tun, als wäre ich Maugham in London oder Huxley beziehungsweise Ackerley in Indien.

Ich hatte den Wunsch, Schriftsteller zu werden. Doch mit dem Wunsch kam die Erkenntnis, dass die Literatur, die meinen Wunsch erzeugt hatte, aus einer anderen Welt stammte, die von der unseren weit entfernt war.

Verstümmelte Bestandteile des alten Indiens (eines sehr alten, nämlich des dörflichen Indiens aus dem neunzehnten Jahrhundert, das dem Indien früherer Jahrhunderte glich) waren noch um mich, nicht nur im abgekapselten Leben unserer Großfamilie, sondern auch in dem, was manchmal von außen, aus unserer Gemeinschaft, zu uns hereingetragen wurde.

Eine der ersten großen öffentlichen Veranstaltungen, zu der man mich mitnahm, war das *Ramlila*, jenes Dramenfest, das auf dem *Ramajana* beruht, dem Epos über die Verbannung und den späteren Triumph der hinduistischen Heldengottheit Rama. Es wurde am Rande unseres kleinen Landstädtchens inmitten eines Zuckerrohrfeldes aufgeführt. Die männlichen Darsteller hatten nackte Oberkörper, und manche von ihnen trugen lange Bögen; sie bewegten sich langsam, rhythmisch, stilisierend, machten hohe, bebende Schritte auf den Zehenspitzen; wenn sie abgingen (ich greife hier auf eine sehr frühe Erinnerung zurück), benutzten sie dazu eine Rampe, die in den Boden gegraben worden war. Die Aufführung endete mit der Verbrennung einer großen schwarzen Puppe, die den Dämonenkönig von Lanka verkörperte. Diese Verbrennung war einer der Gründe, warum die Leute gekommen waren, und die Puppe, ein primitives, mit Teerpappe überzogenes Bambusgerippe, hatte die ganze Zeit auf dem Feld gestanden, Verheißung des großen Feuers.

Jede Einzelheit dieses *Ramlila* war im Gedächtnis der Menschen aus Indien herübertransportiert worden.